

Thomas Lindenberger/Alf Lüdtke (Hrsg.), *Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 1995, 368 S., 24,80 DM.

Die fremdenfeindlichen Anschläge der letzten Jahre im vereinigten Deutschland haben vor allem die systematischen Sozialwissenschaften wieder zu einem intensiven Nachdenken über die Ursachen von Gewalt bewogen. Zugleich hat der Krieg im ehemaligen Jugoslawien allen Hoffnungen ein vorläufiges Ende gesetzt, daß die demokratischen Revolutionen von 1989 den Weg zu gewaltfreien inner- wie zwischengesellschaftlichen Beziehungen freigemacht hätten. Der vorliegende Sammelband leistet Pionierarbeit. Es ist nicht die Absicht der Herausgeber, Elemente einer Theorie der Gewalt vorzulegen. Vielmehr geht es ihnen darum, Bausteine für eine doppelte Kritik zu liefern: für eine Kritik von Modernisierungskonzepten, die etwa im Sinn von Norbert Elias den allmählichen Rückzug offener physischer Gewalt aus alltäglichen Lebenszusammenhängen als generelle Abnahme von Gewaltpotentialen deuten, aber auch für eine Kritik von Theorien »struktureller Gewalt«, denen der Akt der Gewalt selbst in ihrer makroanalytischen Perspektive aus dem Blick gerät. Lindenberger und Lüdtke plädieren für eine Geschichtsschreibung, die sich dem Zufügen und Erleiden von Gewalt mit der Erfahrung von Lust und Schmerz direkt zuwendet und gerade die unspektakulären, verdeckten und verschwiegenen Formen von Gewalt in ihrer sich wandelnden Wahrnehmung aufspürt. Lüdtkes früheren Arbeiten folgend, empfehlen sie den alltagshistorischen Zugriff der »dichten Beschreibung«.

Der Sammelband enthält elf Beiträge, von denen vier das späte Mittelalter und die Frühe Neuzeit behandeln, die übrigen das 19. und das 20. Jahrhundert bis zu den 1950er Jahren. Bis auf einen beziehen sich alle auf Deutschland. Der Band ist in drei Abschnitte geteilt: Im ersten geht es um Gewalt im Krieg, im zweiten um »Gewalt in der Öffentlichkeit« und die »öffentliche Regulierung von Gewalt«, im dritten um »Gewalt in Haushalt und Nachbarschaft«. Ein Feld von Gewaltsamkeit, mit dem sich Lüdtke selbst mehrfach beschäftigt hat, Gewalt am Arbeitsplatz, in der Fabrik, in Konflikten zwischen Unternehmern und Arbeitern ist damit nicht vertreten. Nicht eigens thematisiert wird auch die spezifische Vernichtungsgewalt des NS-Regimes, was angesichts der Fülle entsprechender Literatur gerade aus jüngster Zeit zwar verständlich ist, in einem primär auf Deutschland bezogenen Band aber doch leicht irritiert.

Die Fehde als Modell kriegerischer Gewalt im Mittelalter wird von Gadi Algazi im ersten Beitrag untersucht. Sie sparte den eigentlichen Gegner aus, traf vielmehr die von ihm abhängigen Bauern. Ihr Hauptzweck lag darin zu verhindern, daß die Bauern den ihnen zukommenden gesellschaftlichen Platz verließen und so die gesellschaftliche Ordnung destabilisierten. Denis Crouzet zeigt, daß die Gewaltexzesse im Frankreich der Religionskriege des 16. Jahrhunderts einer spezifischen Logik folgten. Vor dem Hintergrund einer allgemeinen Endzeiterwartung nahmen Katholiken, die Protestanten massakrierten, teil am göttlichen Strafrecht gegen die Abgesandten des Teufels, die daher nicht mehr als Menschen zu definieren waren, während ihre Gegner erst über die Gewalt gegen Sachen (Bilder) zur Gewalt gegen Personen gelangten, in deren Kalkuliertheit sich die Überlegenheit ihrer Glaubensüberzeugung widerspiegeln sollte. Anhand von Erlebnisberichten in Rußland eingesetzter Soldaten rekonstruiert Hans Joachim Schröder emotionale Grundbefindlichkeiten im Krieg. Er vertritt die These, daß in der dominanten Erfahrung des Ausgeliefertseins, in der Glück und Zufall über das Weiterleben entschieden, die Grenzen zwischen Täter und Opfer verschwammen. Der Topos des »Er-oder-Ich« bringt diese Erfahrung für die Situation des Kampfes selbst auf den Punkt, dient aber auch zur nachträglichen Entlastung. In einem abschließenden Essay plädiert Michael Geyer dafür, eben diese Kampfsituation in den Mittelpunkt der Militäрге-

schichte zu stellen und das Soldat-Sein als Kern des modernen, auf den Mann bezogenen Staatsbürgerbegriffs zu verstehen.

Die gewichtigsten Beiträge enthält der zweite Teil des Bandes. Valentin Groebner zeigt für Nürnberg im späten 15. Jahrhundert, daß die nur über beschränkte Mittel verfügende Stadtoberigkeit gewaltsamen Konflikten zwischen ihren Bürgern nur pragmatisch begegnen konnte, indem sie in den meisten Fällen Geldbußen zwischen Täter und Opfer vermittelte und exemplarische Gewalt nur in wenigen herausragenden Fällen anwandte. Der Mitherausgeber Thomas Lindenberger hebt in seinem besonders anregenden Aufsatz über das »Lynchen im wilhelminischen Berlin« eine Form kollektiver Gewalt ins Bewußtsein, die im Bild des autoritären Obrigkeitsstaats des Kaiserreichs bisher keinen Platz hatte. Irreführend ist allerdings der zentrale, den Quellen entnommene Begriff: Es geht nicht um Mordaktionen eines Pöbels, sondern um eine Form der direkten Volksjustiz, bei der nur begrenzte, allenfalls leichte Verletzungen intendierende Gewalt angewandt wurde. Wenn bei Schlägereien ein Beteiligter unverhältnismäßig brutal agierte, wenn jemand sexueller Übergriffe schuldig schien, wenn Streikposten gewaltsam attackiert wurden, aber auch als Reaktion auf Raub oder Einbruch sammelte sich häufig eine »Menge«, die den vermeintlichen Übeltäter mit einer Tracht Prügel, oft ins Gesicht, das er damit »verlor«, bestrafte. Lindenberger weist ausdrücklich auf die Ambivalenz dieser »Selbsthilfe«-Tradition hin, in der sich nicht nur die Distanz der Unterschichten zur militärnahen Polizei ausdrückte, sondern von der auch eine Linie zum Judenpogrom im Scheunenviertel 1923 und zur Gewalt der Nationalsozialisten gegen ihre Gegner führte. David Crew zeigt am Beispiel Hamburgs, wie vor allem in den krisengeschüttelten Endjahren der Weimarer Republik die Wohlfahrtsämter zum Schauplatz von Gewalt zwischen den Beamten und ihren Klienten wurden, die dann auch politisch instrumentalisiert werden konnte. Anknüpfend an ihre frühen Arbeiten charakterisiert Eve Rosenhaft die Straßenkämpfe zwischen der SA und ihren Gegnern auf der Linken um 1930 als Konsequenz politischer Sozialisationsprozesse, in die zugleich jugendspezifische Verhaltensweisen einfließen, woraus sich die besondere Bedeutung von Symbolen und die ritualisierten Züge der Auseinandersetzungen erklärten. Dabei läßt sie sich weit auf die von Conan Fischer vertretene These vom Konkurrenzkampf der NSDAP und der Kommunisten um die Arbeiterschaft ein. Besonders betont Rosenhaft die »Männlichkeit« der auf der Straße vorgeführten Gewalt, die auch als Versuch verstanden werden müsse, die in der großen Krise beeinträchtigte männliche Identität wiederherzustellen.

Im dritten Teil des Bandes zeigt Michaela Hohkamp am Beispiel einer Schwarzwaldregion im 18. Jahrhundert, wie gering die Möglichkeiten von Frauen in der ländlichen Gesellschaft waren, sich gegen innerfamiliäre und nachbarliche Gewalt zur Wehr zu setzen. Nur in Extremfällen wurde das Gericht eingeschaltet; Priorität hatte die Funktionsfähigkeit der dörflichen Sozialbeziehungen. Joachim Döbler beschreibt die Ursachen der Gewalt gegen Kinder im Armenmilieu des vormärzlichen Hamburg und die Ambivalenz der Eingriffe des neuen Jugenderziehungs- und -strafsystems. Wie Eva Brücker anhand von Interviews mit Frauen aus einem Berliner Arbeiterviertel deutlich macht, waren deren Chancen auch im proletarischen Milieu bis in die 1950er Jahre hinein gering, sich gegen die alltägliche, besonders die sexuelle Gewalt von Männern aus ihrer Familie oder der Nachbarschaft zu wehren.

Die einzelnen Beiträge des Sammelbandes, von denen einige direkt aus Dissertationen hervorgegangen sind, können nicht mit dem gleichen Maßstab beurteilt werden. Am anregendsten sind sie dann, wenn sie die untersuchten Gewaltphänomene zu Strukturen und Praxen von Herrschaft in Beziehung setzen. Daß Menschen zur Gewalt greifen, um anderen Menschen ihren Willen aufzuzwingen, scheint eine anthropologische Konstante zu sein; welcher Rechtfertigungen sie sich bedienen können, auf welchen Widerstand sie stoßen und welche Form dies der Gewalt verleiht, bedarf der Analyse. Vor allem im Bei-

trag Lindenbergers, aber auch denen von Hohkamp und Groebner wird das Verhältnis zwischen dem obrigkeitlichen Ordnungsanspruch, seinem beschränkten Zugriff und den daraus resultierenden Räumen für gewaltsames Handeln deutlich.

Gewalt im Krieg ist eine besondere Kategorie physischer Gewalt; sie steht unter besonders hohem Begründungszwang, hat besonders zerstörerische Wirkungen und sollte deshalb vielleicht deutlicher, als das im vorliegenden Band geschieht, von den anderen Formen abgesetzt werden. Während Crouzet den Einfluß von Weltbildern auf solche Gewalt sehr eindringlich zeigt, arbeitet Schröder nur mit den von seinen Gesprächspartnern angebotenen Deutungsmustern und entgeht damit nicht der Gefahr, in eine zentrale Falle jedes »oral history«-Projektes zu tappen. Die Gewalterfahrungen des Krieges in Rußland mögen in mancher Hinsicht paradigmatisch für jede Kriegserfahrung gewesen sein; in anderer Hinsicht, als eingebunden in einen Weltanschauungs- und Vernichtungskrieg, waren sie es gewiß nicht, wie jüngste Forschungen zeigen. Deshalb wäre hier ein weiterer konzeptioneller Zugriff nötig.

Überhaupt stellt sich die Frage, ob der dezidierte Verzicht auf jegliche modernisierungstheoretische Perspektive der Gewaltanalyse nicht auch Erkenntnismöglichkeiten verschließt. Herausgeber und Autoren verzichten zu Recht ebenso auf eine umgekehrte Teleologie, eine Romantisierung älterer Lebenswelten, in denen physische Gewalt immer präsent war. Aber wäre es nicht sinnvoll, von unterschiedlichen, vielleicht gegenläufigen Entwicklungen der Gewaltsamkeit auszugehen, von einer allmählichen Reduktion in privaten und kleinräumigen Zusammenhängen und auch staatlicher Strafgewalt, der eine Entgrenzung der Gewalt im Krieg gegenübersteht, und dann den Beziehungen zwischen diesen Prozessen nachzugehen? Zu fragen wäre dann auch nach der Reichweite, die gewaltsames Handeln im Bewußtsein der Akteure hatte, nach Schuldgefühlen und Legitimationszwängen, nach der Alltäglichkeit und Unalltäglichkeit von Gewalt. Damit sind nur einige der Überlegungen benannt, die der besprochene Band auslöst. Sie zeigen sein anregendes Potential. Künftige Studien zur Geschichte der Gewalt werden nicht an ihm vorbeigehen können.

*Dirk Schumann, Bielefeld*

Christine Aka, Tot und vergessen? Sterbebilder als Zeugnis katholischen Totengedenkens, Westfälisches Freilichtmuseum, Detmold 1993, 240 S., 200 Abb., geb., 32 DM.

Es hat in der letzten Zeit eine Welle von Studien über den »Umgang mit dem Tod« gegeben – ja, das Sujet hat sich geradezu als eine Art wissenschaftliche Mode entpuppt. Daraus resultierte immerhin, daß in wichtigen Teilbereichen – wie der Friedhofsgeschichte – überlieferte Klischees endlich von quellenmäßig fundierten Erkenntnissen abgelöst wurden. Andererseits zeigen nur wenige derartige Studien jenen über das rein Ideengeschichtliche hinausgehenden Kontextbezug, der sie auch für die Sozialgeschichte fruchtbar macht. Eben dieser Kontextbezug zeichnet die vorliegende Münsteraner Dissertation der Volkskundlerin Christine Aka aus. Am Beispiel eines eng umgrenzten Gebietes innerhalb des ländlich-katholischen Oldenburger Münsterlandes beschreibt sie eine spezielle Ausdrucksform katholischer Sepulkralkultur: die sogenannten Totenzettel (Sterbe-, Totenbilder) – zwei- oder vierseitige Gebetbuch-Einlagen, die seit dem 19. Jahrhundert gebräuchlich sind. Auf der Basis der quantitativen Auswertung von rund 3 600 solcher Totenzettel vermittelt Christine Aka Auskunft über Volksfrömmigkeit und Mentalitäten, wie sie sich in einer katholischen Enklave im ansonsten protestantischen Südwest-Niedersachsen entfaltet haben. Die bebilderten Totenzettel sind massenhaft über-